mfang acht Seiten

Einzelbezug 15 Pfennig

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag: Berlin-Halensee, Katharinenstrasse 5 Fernsprecher Amt Pfalzburg 3524 / Anzeigen-Annahme durch den Verlag und sämtliche Annoncenbureaus

Herausgeber und Schriftleiter: HERWARTH WALDEN

Vierteljahresbezug 1,50 Mark / Halbjahresbezug 3,— Mark / Jahresbezug 6,— Mark / bei freier Zustellung / Insertionspreis für die fünfgespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig

AHRGANG 1911 BERLIN OKTOBER 1911 NUMMER 80

Aus der Heimat

er Türke in Berlin

Der türkische Thronfolger hatte die Güte, t einem Herrn vom Lokal-Anzeiger über die ndrücke seiner Reise durch Deutschland zu audern. Man sollte nicht glauben, was einem rkischen Thronfolger auffallen kann, fast so l wie einem Herrn vom Lokal-Anzeiger. Dem lt vor allem die ausgezeichnete Stimmung auf, der er den Thronfolger antrifft. Der hätte ar viel darum gegeben, den Manövern beizuohnen, „deren hochinteressanten Verlauf er nur s der Ferne an der Hand der Berichte habe rfolgen können." So kann selbst der Lokalnzeiger für einen Türken zur hochinteressanten ktüre werden. Der Thronfolger gibt seinen mpfindungen „beredten Ausdruck": „Wie machtll pulsiert das Leben durch ihr grosses höne Berlin, wie glücklich und genussoh scheint diese Bevölkerung zu sein, bei der iesenarbeit, welche die staunensertesten Fortschritte gezeitigt hat, wie ächtig straff ist die Disziplin. Während da, o die Natur sparsam war, wie in der Mark, r Charakter des Soldatenvolkes schärfer herrtritt, das in zäher Disziplin entgegenehende Schwierigkeiten besiegte, imponiert dem herrlichen Rhein und in den esegneten Regionen des Südens die raktische Regsamkeit, welche alle Möglichiten ausnutzte, und beispielsweise aus Frankt eine so glänzende Handelsmetroole machte." Ich bin überzeugt, dass nicht r Herr vom Lokal-Anzeiger den Thronfolger, ndern der Thronfolger den Herrn vom Lokalnzeiger über seine berliner Eindrücke befragt t. Wie, um Gottes willen, soll der Thronfolr etwas vom pulsierenden Leben, von der geussfrohen Bevölkerung, von den gezeitigten Fortritten, von der sparsamen Natur, von dem rrlichen Rhein, von den gesegneten Regionen, n der so glänzenden Handelsmetropole am Bosorus gesprochen haben. Oder klang ihm eses Deutsch türkisch. Spanisch bleibt denfalls seine Bemerkung, dass er sich in einer Aufnahme der „Woche" in einer „gut getroffenen Aufnahme", die eben hier eingetroffen war, wiedererkannte, ohne sich durch diese handgreifliche Reklame getroffen zu fühlen. Dem betroffenen Leser wird noch von der unübertroffenen grossen Freude berichtet, die der Thronfolger dabei hatte, jede Persönlichkeit der Gruppenaufnahme „mit Vergnügen" zu erkennen. Diese Kunststücke soll ihm mal erst einer in Deutschland nachmachen. Was die Bevölkerung umso lieber tun wird, als der Thronfolger ihr durch den Herrn vom Lokal-Anzeiger mitteilen lässt, dass er ihrer stets in herzlicher Dankbarkeit gedenken werde. Der Thron in seinem Herzen ist uns also sicher.

Durchdringung mit Volksgeist

Berlin wird nun eine juryfreie Kunstschau erleben. Die Vereinigung versendet einen Prospekt, mit der Mitteilung, dass sie mit dieser Veranstaltung der Kunst dienen und den Künstlern helfen will. Aber nicht damit genug: „Die Vereinigung will durch die juryfreie Kunstschau und über dieselbe hinaus eine notwendige Annäherung zwischen Künstler und Publikum schaffen, da hierdurch allein unserem gesamten Kunstleben neue Kraft und Frische zugeführt werden kann. „Die notwendige Annäherung zwischen Künstler und Publikum wird allseits erstrebt. Der Herr Künstler fühlt sich verlassen und alleine auf dem in früheren Zeiten beliebten Piedestal. Er will nicht immer abseits stehen, er rückt dem Publikum auf den Leib, klopft ihm auf die Schulter und das Publikum, erfreut, über solche Vertraulichkeit, rückt gleichfalls heran. Wir gehen schönen Zeiten entgegen. Man bedauert fast, nicht Künstler zu sein. Leib an Leib fordert Künstler und Publikum das Jahrhundert in die Schranken des Zirkus. Denn, wie sagt Herr Arthur Kahane, Dramaturg des Deutschen Theaters zu Berlin, Verfasser des Buches LIEDER: Auf einem uns vorgeschriebenen Wege suchten wir den Rahmen des heutigen Theaters zu erweitern, seine Wirkungen zu steigern, den Kontakt mit dem Publikum enger zu machen. So war es kein Zufall, wenn wir vom kleinen Theater in die Arena stiegen. Auf diesem Wege werden wir weiter gehen, vielleicht vertrauen wir nicht ohne Grund, dass dem, der uns folgt, neue Fernsichten und Ausblicke sich öffnen werden." Der Künstler wird also immer weiter auf diesem Weg gehen, die Vorstellungen werden zwar nicht besser, aber die Vorstellung schwierig, wie bei dem fortgesetzten Aufdenleibrücken, sich neue Ausblicke auf Fernsichten öffnen werden. Auch wenn die Wirkungen des Rahmens so gesteigert werden, dass er auseinanderplatzt, wird diese denkbar grösste Erweiterung keinen Konktakt mit dem Publikum herstellen, dem man ohne Elektrizität nur auf die Füsse tritt. Diese geographischen Erörterungen las man in den Blättern des Deutschen Theaters, die an Zerstreutheit alles zu wünschen übrig lassen. Diese Politik der Annäherung setzen nun die sehr gebildeten bildenden Künstler der juryfreien Kunstschau fort. Sie gehen denselben Weg. Sie sind sogar Idealisten. Sie gewähren den fördernden Mitgliedern freien Eintritt in das Kaiser-Friedrich-Museum und bedeutende Vergünstigungen bei noch vorgesehenen Veranstaltungen der Vereinigung, zum Beispiel bei einem grossen Künstlerfest, und sie „glauben und vertrauen, dass dieselben neben den starken ideellen Grundgedanken (nämlich dem Näherrücken), auf den die Vereinigung aufgebaut ist (also auf schwankendem Grund sozusagen), unserer grossgedachten und grossangelegten Sache sehr viele Nichtkünstler zu fördernden Mitgliedern werben werden. Ja, den Nichtkünstlern wird noch viel mehr zugemutet. Sie arbeiten durch Ausnutzung der erwähnten Vergünstigungen „mit an der Verjüngung und Gesundung unseres deutschen Kunstlebens und helfen der Künstlerschaft in einem schweren, aber aussichtsvollen Kampf um die Neubelebung der erloschenen Teilnahme an der bildenden Kunst." Für acht Mark fuscht jeder gern mal an der Gesundung der deutschen Kunst mit. Fragt sich nur, ob ihr diese Pferdekur bekommen wird. Namentlich, da sich alle Kreise der Bevölkerung an der Behandlung beteiligen sollen. Und nun das grösste Geschenk. Während Herr Kahane dem Billetkäufer nur neue Aussichten verheisst, für die man sich nichts kaufen kann, verheisst die juryfreie Kunstschau dem Bildkäufer ausser

dem Bild, das man nicht verkaufen kann, das Recht, über Kunst zu urteilen.

„Das Publikum allein, der Kunstfreund, der Käufer soll Juror sein, seinem individuellen Geschmack allein bleibt die Wahl überlassen. So und nur so werden wir eine Gesundung unseres Kunstlebens aus dem Volke heraus erleben, für die Durchdringung unserer Kunst mit deutschem Volksgeist der einzigmögliche Weg."

Ja, wir gehen schönen Zeiten entgegen. Bei dieser Lauferei auf dem einzig möglichen Weg wird zwar der deutsche Volksgeist total zertrampelt werden. Bei seiner Auflösung wird sich jedenfalls sehen lassen, dass er seine einzelnen Bestandteile nie besass: Deutschtum, Volk und Geist Möge man sich allerseits von ihm durchdrungen fühlen.

Gemäldeausstellungen

Die Institute, die sich des schönen Namens „Kunstsalon" bedienen, können nichts dafür. Die grossen Maler produzieren für ihre Bedürfnisse nicht genug, die guten Maler fallen niemandem auf, die schlechten Maler sind auf der grossen Kunstausstellung und im Verein Berliner Künstler so zahlreich vertreten, dass Sonderausstellungen von ihnen nicht z i e h e n würden. Das Publikum liebt es auch, schlechte und daher ihm gefallende Bilder in Massen anzusehen, damit es nicht erdrückt wird. Denn nur das einzelne Bild kann für den Seelenzustand der Masse gefährlich werden. Es gibt nur sehr wenige fähige Kunstkritiker, die malen aber nicht. Es gibt aber sehr viele unfähige Kunstkritiker, die zum Teil auch malen. Oder mindestens zeichnen und Holzschneiden, trotzdem sie besser täten, Steine zu klopfen. Aber m a n will doch sehen, wie so ein beliebter Kunstkritiker sich die Kunst eigentlich denkt. Der Salon Gurlitt kam auf die Idee und hat die Sensation. Er wandte sich an den bisher leider nur unseeligen Herrn Professor Ludwig Pietsch, der nichts Eiligeres zu tun hatte, als seine Zeichnungen, Lithographien und Holzschnitte auszustellen, die er in den Jahren 1840 bis 1871 verfertigt hat. Herr Pietsch ist der Mann, der Van Gogh für wahnsinnig, Hodler für idiotisch und Cezanne für verrückt hält. Er behauptet natürlich auch, dass diese Künstler und einige andere, wie Gauguin, Matisse und Kokoschka weder malen noch zeichnen können. Herr Pietsch ist der Mann, der seit fünfzig Jahren alle offiziellen Diners und Soupers mitgegessen hat, und der seinen erstaunten Lesern immer wieder verrät, dass zum Schluss „wohlgefüllte Zigarrenkisten und verschiedene Sorten erlesenen Liqueurs herumgereicht wurden." Herr Pietsch ist der Mann, der stets und überall einen „erlesenen Damenflor" um sich sieht, ein Frauenlob, den jede, aber auch jede nackte Schulter in Flammen setzt, und der sie in so schlechtem Deutsch „besingt", dass sie eine Gänsehaut bekommt. Mit ihren Besitzerinnen pflegt Herr Pietsch sich über Bilder zu unterhalten. Man kann sich denken, dass es einem Professor nicht schwer fällt Gänse mit gänsigen Urteilen zu infizieren. Herr Pietsch ist also der Mann, der ausstellt. Ganz Berlin wird sich die geradezu entzückenden Dinge ansehen, ganz Berlin wird mit Entzücken feststellen können, bei welchen grossen Gelegenheiten Herr Pietsch überall „anwesend gewesen ist." Er wohnte der Eröffnung des Suezkanals bei, er drängte sich bei Turgenieff ein, er kannte die überlebensgrosse Madame Viardot, er sah sich die Eroberung von Sedan an und er proklamierte 1871 das Deutsche Reich. Bismarck war sogar zugegen. Er weilte in Griechenland und Baden-Baden, in Aegypten und Nizza, er sah Burgen stürzen und Häuser bauen und er überlebte alles und überzeichnete alles. Seine Begabung ist etwa die des Fritze Wolff vom Berliner Lokal-Anzeiger. Das ist der Herr, der alle aktuellen Personen und Dinge ätzt, wodurch es den Objekten auch nicht besser zu Mute wird. Doch der Herr Wolff ist durch die Umgebung leise angesäuert, zu Weihnachten und Pfingsten wird er unter dem Eindruck der hohen Feste impressionistisch. Anders Herr Pietsch. Seitdem der Impressionismus und die übrigen Teufeleien, „erfunden" worden sind, gab er das Zeichnen einfach auf. Solcher Welt musste er seine Kunst versagen. Herr Pietsch hat in der guten alten Zeit, in der man noch etwas von Kunst verstand, mit L i e b e gezeichnet. Es fehlt auch nicht ein Strich, den man vermissen müsste. Der schlichte Soldat besitzt ebensoviel Recht auf zwei Augen, zwei Ohren, Nase und Mund, wie Bismarck. Gleiche Gesichter für alle. Nicht nur, dass keinem Gottesgeschöpf die Gliedmassen verrenkt werden, nein, nicht eine Schuhschnalle wird irgend einem Lebewesen unterschlagen. Man freut sich, dass alles da ist und geht beruhigt zu Keller und Reiner. Man befindet sich in einem guten Möbelgeschäft und s u c h t Bilder. Das was im Oberlichtsaal an farbiger Leinewand hängt, soll die Ausstellung sein. Man wendet sich freundlich ab und entdeckt beim Herausgehen im dunklen Vorraum plötzlich Bilder. Die Ausstellungsleitung hat sie offenbar aus Furcht vor perfekt zeichnenden Kritikern versteckt. Es sind Bilder von M o r i t z M e l z e r, Wirklich gemalte Bilder, ohne die Absicht, Natur zu imitieren oder vorzutäuschen. Melzer gehört zu der Vereinigung Neue Sezession, die als Gesamtheit wenigstens weiss, was unter Malerei zu verstehen ist. Ihre Mitglieder sind unter einander noch ziemlich abhängig. Melzer und mehr noch Pechstein und Kirchner scheinen mir die zu sein, die am ersten F a r b e bekennen werden. D e n k e n ist ja unter Umständen eine ganz hübsche Sache. Aber Maler, die denken und dichten, und Erinnerungen s c h i l d e r n, sind Pinsel. Und das ist gerade der Teil des Handwerkzeugs, den der Maler am leichtesten entbehren kann. Und lieber mit Farbe schmieren, als sie abzulecken.

Konzerte

Die Gesellschaft der Musikfreunde zu Berlin veranstaltete eine Gustav Mahler-Gedächnisfeier. Oskar Fried dirigierte die zweite Symphonie des Komponisten. Mahler ist zweifellos der Künstler, der mit seinen Werken an Gehalt und Ewigkeitswert sich den neueren Meistern Liszt, Wagner und Bruckner anschliesst. Ich begreife nicht, dass musikalische Menschen von Mahler u n d Richard Strauss sprechen können. Bei Mahler ist alles Erlebnis, bei Strauss alles Bluff. Bei Mahler Erfindung, bei Strauss Mache. Bei Mahler sorgfältig beschränkte Gestaltung, bei Strauss sorgfältiges, beschränktes Geleier. Strauss sucht Natur vorzutäuschen, er setzt sein Heim, seine Frau, sein Kind, seinen Nachttopf unter Musik, Mahler musiziert. Nicht frei von barocken Einfällen. Aber es braucht ja nicht alles Renaissance zu sein. Aus dem Gefühl des Barocks heraus verwendet Mahler im Orchester Instrumente oder vielmehr Gegenstände, die charakteristische Geräusche verursachen. Ich halte das nicht für künstlerisch, aber die Anwendung ist für Mahler organisch, erfühlt aus seiner Persönlichkeit. Strauss wendet Windmaschinen an, damit man die Winde heulen hört. Strauss macht Geräusche, um sich von seiner Existenz zu überzeugen, um e c h t zu sein. Denn die Natur ist voller Geräusche. Das etwa ist die Tiefe und Philosophie von Herrn Strauss. Er nennt eine Symphonie „Also sprach Zarathustra" und wer nicht hinhört, kann so ohne weiteres an Nietzsche denken. Nur dass es für die Musik nicht darauf ankommt, zu denken, sondern das Gefühlsmässige unterhalb der Worte durch Töne zu geben. Nur dass es nicht darauf ankommt, die Bilder des Dichters tonmalerisch (derselbe Blödsinn wie die Plastik mit echten Haaren) wiederzugeben, sondern das Gefühlsmässige, zu dessen Darstellung der Dichter die Bilder braucht in Tönen zu gestalten. Deshalb ist Mahler gegen Programmmusik, wie jeder gute Musiker, und schreibt Symphonien. Oskar Fried brachte Orchester und Chor zu künstlerischem Leben. Das bedeutet viel und alles. Was so ein richtiger oller ehrlicher Musiker ist, der fidelt und tutet und singt drauf los. Der wird nie begreifen, dass seine Musiktätigkeit keine Kunst ist. Er wendet sich mit ebensolchem Grausen vor jeder starken Persönlichkeit ab, er fällt ebenso sicher auf jeden klangvoll aufgemachten Kitsch rein, wie der Musikkritiker. Die Herren von der Tagespresse sind wegen Mahler in grossen Sorgen. Der eine behauptet, dass erst die nächste Generation wird feststellen können, ob Mahler ein guter Komponist war, oder er ein ratloser Kritiker. Der andere, Herr Erich Urban, Verfasser des bestbekannten Kochbuchs, herausgegeben von Ullstein, ist über die Zweifel des Herrn Kollegen empört. Er beteuert im stolzesten Küchenlatein, dass Mahler pervers, krankhaft, talentlos, und unmusikalisch sei. „Die Tragik des Nichtkönners mit titanischem Wollen." Nun, Herr Urban hat zwar d a s Kochbuch geschrieben, die Köchinnen sind verschiedener Meinung, aber ein Gourmet scheint er nicht zu sein. Um e s s e i n e m Leserkreis begreiflich zu machen: Herr Urban ist im Stande, Austern für pervers, Kaviar für krankhaft und Krebse für talentlos zu halten. Er tritt unbeirrt für die gute Fleischbrühe ein, die durchaus nicht so nahrhaft ist, wie er glaubt, aber mit fettigen Augen auf ihren Dichter blickt. Aus ihr bezieht Herr Urban seine Kraft über Musik zu schreiben. Ein deutsches Beefsteak — und sein Salat ist fertig. Ich hoffe, dass die Leser des Herrn Urban nun seinen Geschmack verstanden haben, und ihn nicht teilen Aber es wird schon werden. Bis jetzt hat Herr Urban sich mit dem Essen durch ein Buch auseinandersetzen müssen. Ich werde versuchen, ihm recht oft die Ohren zu öffnen. Das sind die Kritiker mit der „Ueberzeugung". Alle übrigen helfen sich mit Weltanschauung. Der Verfasser des Programmbuches hat die merkwürdigsten Dinge aus der Cmoll-Symphonie von Mahler herausgehört. Zum Beispiel: „Gegen den Schluss hin kommt es zu einer gewaltigen Steigerung, einem „A u s b r u c h" der Verzweiflung, der den S c h l ü s s e l zum Verständnis des ganzen Satzes gibt — ein gewaltsames Abschütteln des geschäftigen Treibens. Oder: „Das Kolorit wechselt häufig, schon mitten in den tiefdunklen Schattierungen erscheint in den Geigen eine ganz helle zartleuchtende Episode, um gleich darauf von den unheimlichen Bassfiguren überrannt zu werden." Warum wechselt die Episode ihr Kolorit auch so häufig. Oder: „Lange schwelgt das Orchester in den zartesten Klängen, dann setzt unmerklich eine verwickelte Durchführung ein " Das ist zu schwierig, dann empfehle ich den Konzertbesuchern, die durchaus während der Musik etwas lesen müssen, lieber Urbans

ochbuch. Für die Einführung hat es denselben ert, wie diese Programmschrift.

Eine persönliche Bekanntschaft veranlasste ch, seit mehreren Jahren wieder einmal ein avierkonzert zu besuchen. Es ist alles noch nau so, wie vor tausend Jahren. Der Saal strahlt immer noch im „Glanz der Lüster“, auf dem dium stehen immer noch zahlreiche Stühle aufstapelt, die die Konzertdirektion gelegentlich mal wieder braucht, dieselben Musikkritiker zen immer noch auf denselben Plätzen und ten auf das Pedal und die Konzertierenden elen immer noch dasselbe Programm.

Frau Olga Wainstein-Muslina hat sich zweilos für das Konzert gut vorbereitet. Ihre chnik ist konzertfähig. Zwar fühlt sie die Mu-, die sie spielt, aber sie kann ihr Gefühl noch ht gestalten. Um dem Hörer ein Kunstwerk rch das Klavier zu übermitteln, muss der Spie- unbedingt bewusst das Erlebnis des Komnisten begriffen haben. Er muss ihm in die ferntesten Winkel nachgegangen sein. Wenn Spieler in der Musik ertrinkt, kann er nalich nicht schwimmen. Er muss die Wasser nau so teilen, wie es der Komponist tat. Das n ist die Schwierigkeit. Kaum ist die Furche zogen, schon wird sie überschäumt. Niend kann den Weg durch das rote Meer zei-, man muss ihn wissen.

ar Goethe musikalisch?

Wilhelm Bode hat über dieses Thema sechsndertundfünfzig Seiten geschrieben und darch den zweiten Musikkritiker der B. Z. am ttag, einen Hauptmann a. D. (der erste ist anntlich der Verfasser des Kochbuchs) endtig überzeugt, dass Goethe musikalisch war. werde das Buch nicht lesen und bin trotz allgemein herrschenden gegenteiligen Ant überzeugt, dass Goethe vielmehr von Mu- verstanden hat, als sämtliche Musikkritiker Berlin zusammengenommen. Es ist einfach geschlossen, dass ein Künstler zur Mu- kein Verhältnis hat. Kunst in ihren höch- Aeusserungen ist für jeden künstlerischen nschen verständlich. Es bleibt ganz gleichtig, durch welchen Sinn Erlebnisse von künstschen Persönlichkeiten vermittelt werden. Nur rch den Magen geht es nicht.

chmals der Doktor Sabberer

Herr Doktor Anselm Sabberer fühlt sich verchtet, triumphierend in dem einzigen ihm zur fügung stehenden Blättchen festzustellen, dass Essay von Karl Kraus „Heine und die Fol-“ nicht „gegangen“ ist und deshalb von Kraus seine Zeitschrift Die Fackel aufgenommen rde. Zwar hat Karl Kraus diese „Feststelg“ schon selbst vorgenommen. Die ganze des Doktors ist so unverschämt ahnungs-, ist so niederträchtig verlogen und wider seres Wissen, dass man es sich ein für alle l versagen muss, ihn abzuweisen. Es gehört Mut demokratischer Gleichmacherei dazu, einen tor als Phänomen zu preisen, und ihn als zbold von Witzlingen in Stil Oskar Blumens witzlos behandeln zu lassen, wenn der Au- den Nachdruck seiner Schriften nicht mehr tattet. Es gehört der Mut der Verleumdung u, wenn ein Mensch, der sich angeblich mit rarischen Dingen befasst, und allerdings im benamt, und sei es aus Existenzgründen, in n möglichen Provinz- und Familienblättern umschmiert, was er freilich in seiner „literahen“ Tätigkeit auch tut; wenn ein solcher nsch, der genau weiss, dass man von ernstten künstlerischen Bestrebungen nicht leben kann, mir unterstellt, dass ich aus „geschäftlichen“ Gründen für dieses Phänomen Karl Kraus eintrete. Mit solchen Leuten diskutiert man nicht. Herr Doktor Sabberer „findet kein Künstlertum in Karl Kraus.“ Ich will das seinige entdecken, nenne seinen Namen: Anselm Ruest und setze die erste Strophe eines von ihm selbst verfassten Gedichtes hin:

Nach glühem Tag

Ein leiser Rauch
Qualmend aus allen Dingen . .
In dünnen Säulen
Aufschwelend — wie Seelen
Entfärbter Bilder,
Verwallter Träume — —
Eine feine Asche
Den Abendwinden.

Verqualmt. Entfärbt. Verwallt.

Trust

Die Spielereien einer Kaiserin

Max Dauthendey, den wir lieben, dessen Name uns einfällt, sooft von neuer Gedichtschreibung geredet wird, hat den Fuss aufs Theater gesetzt. Schwerlich mit Glück. Undramatik ist nicht dadurch entschuldigt, dass ein Stück statt „Drama“ „Fünf Akte und ein Epilog“ heisst. Ich vermisse die Idee, den Problemknoten, das Epigramm. Alles ist Aufzählung von Fakten, Aneinanderreihung von Bildern ohne rechte Organisierung. Den Neuklassischen, so hier ein „Gebild“ vermissen, wird man mal bestimmen dürfen. Immhin ergreife ich Dauthendeys Partei; denn Kurioses und Furibundes geht hier vor sich, Schmutz und Pracht werden entfaltet, Menschen handeln menschlich. Mein Eindruck war — wofern diese Metapher mich nicht schädigt — ein Zopfgeflecht dreier Vorstellungsreihen. Die erste: Stürme der Liebe; die zweite: Kino, Melo, Staatsaktion; die dritte: Zerrbilder, Freudiana, Wunscherfüllungen. Katharina, das Dragonerweib, wird, durch Schönheit, heisses Blut ,Listen, Geliebte des Feldmarschalls; nach mancherlei psychologischem Zickzack dann Gattin des Zaren; schliesslich, von Machtlust immer strotzender, Russlands regierende Kaiserin. Wie im Märchen; von Stufe zu Stufe — aber aufwärts. (Warum hat Danthendey seinen herrlichen knabenhaften Tagtraum auf ein Weib übertragen? Auch den Schriftsteller, der, in der Absicht, Künstlers Erdenwallen zu schildern, als Romanhelden statt eines Dichters einen Maler wählt, finde ich weniger sympathisch.) Komisch-schaurig, grotesk, traumhaft ist: wie Katharina, als der Zar sie nackt am Fenster ihrer Kemenate stehen sieht, ihm, statt entsetzt zu sein, die Zunge zeigt; wie sie dann während seiner bewegten Liebesfragen (ihr handelt sich's um eine Krone) Aepfel frisst; wie, im Höhepunkt des Machtrausches — der Zar ist tot, man rief sie zur Kaiserin aus, der Geliebte hält sie in seinen Armen —, neben dem umschlungnen Paar eine grosse Schiefertafel aufragt, mit dem ungeschlacht hingehauenen Kreidejambus: „Ich lieb dich heut wie immer, Menschikoff. — Katharina I.“ Die Akt-Ueberschriften („Das Taschentuch“, „Die Witwenhaube“, „Am Kaiserinnenbett“ und so) erinnern an Wedekinds „Musik“; gewollter Revolver, beabsichtigte Hintertreppe. Auch: Selbstironie — als Romantismus politisch zu billigen, auf dass die „harmonischen“ Schauten platzen. . . Sogar eine Allegorje bewandelt die Bretter, die aber (für Feinschmecker!) sich nachher als Automat herausstellt: der Tod, ein hagrer Pierrot in schwarzer Maske. . . Dazu eine Hofnärrin, ein Mohr, ein Mord; Goldgeschirr, Faustschläge, Türkengefahr; Popen, Wodka, Zar Peters übertriebne Nase — in buntem Tempo umtaumelt das alles die zart-wilde Katharina, die hinreissend emporsteigt.

Die Schauspielerin Tilla Durieux, berückend und feurig, mit kupfergelben Haarflechten, samtnen Raubtieraugen, purpurnen Nasenlöchern, bezwang mich. Herr Hartau, der Zar, verdient eine Eins. Herr Emil Lindner, mit dem Mienenspiel der Verhaltenheit, erinnerte mich an Herrn Kayssler. **K. H.**

Gedichte

Von Paul Zech

Der blinde Bettler im Gewitter

Die Gärtner warfen ihre Grabgeräte
Erschrocken in das krause Zittergras
Als ein Gewitterzug das kühle Nass
In jähem Schwung breit auf die Erde säte.

Wie Schluchzerbäche wühlten sich die Fluten
Tief in das kurzgeschorene Rondell.
Und die uralten Bäume schrieen hell
Unter des Sturmes blank gezognen Ruten.

Am Springbrunnenbecken aber, das schneeweiss
Sich abhub von dem Schwarz der Taxuswände,
Schritt angstverstört ein blinder Bettelgreis.

Und suchte fingernd die verlorene Spur,
Bis ihm in die emporgereckten Hände
Mit voller Wucht ein dünner Blitzstrahl fuhr.

Regenimpression

Schwarze Wolkenberge ragen
Scharfgezackt am Horizont.
An der Häuser Fensterfront
Hör ich schon den Regen schlagen.

Alle Welt rauscht wie ein Meer.
Und mein Herz schwimmt stumpf daher
Bis es ganz in Nacht gebogen
Aufschluchzt wie die windgeschnellten Wogen.

Briefe nach Norwegen

Von Else Lasker-Schüler

Schluss

Liebe Jungens

Höxter ahnt was von meiner Schwärmerei zu Hassan, er hat mir zwei Ansichtspostkarten der egyptischen Lunaausstellung mitgebracht. Auf dem Kamel der einen Palmenlandschaft sitzt mein Sultan. Wo ihn die Diebin wohl hingeschleppt hat? Hast Du übrigens von der Zeichnung, die Höxter von mir gemacht hat, ein Cliché anfertigen lassen, Herwarth? Sie kommt doch in den Sturm? Ich bin darauf wirklich der kriegerische Prinz von Theben, dafür ist die Sphinx im Vordergrund ein richtiges Weib. (Ich schreib sonst kein Wort mehr für den Sturm). Höxter und ich sitzen heut ganz allein im Vorgarten des Cafés, wir knobeln in

der Sonne aus, dass wir beide von Beduinen stammen, er sitzt immer wie ich auf einem edlem Araberpferd, darum können wir nie ganz verkommen. Wir sind vom Stamm der Melechs und ziehen in Gedanken immer gegen andere Rassen. Ich bin Höxter dankbar, er erzählte mir ein Wunder, seine Schwester heisse Schlôme.

Wisst Ihr, wer gestern bei mir war, die Exkaiserin Eugenie. Ich öffnete mit Zagen die Korridortüre wegen des Gerichtsvollziehers. Ihre Majestät versprach mir, an meine Tante zu schreiben, die ist Zwillingsmillionärin.

Lieber Herwarth, edles Kurtchen, ich habe mir seit einigen Tagen vorgenommen, Karl Kraus, der Dalai-Lama in Wien, soll Minister werden. Ich sehe ihn überhaupt nicht mehr anders, als auf einem mächtigen Stuhl sitzen. Wie langweilig und langsam alle Menschen sind, er wäre schon längst Minister. Ob ich wohl Hofdichterin werden würde mit einer Apanage? Aber daran denke ich erst in zweiter Linie. Ich hätte die Angelegenheit Dalai-Lamas längst zur Sprache gebracht, aber die Leute wie gesagt lächeln immer langwierig, wenn ich was sage, auch verstehen sie nicht meinen gaukelnden Worten ein Seil zu spannen. Nur der Minister freut sich meiner Sprünge, er ist ernst genug.

Der kleine Jakobsohn hat dreiundzwanzig Nummern der Fackel bestellt, ich habe Dir sofort gesagt, Herwarth, er ist gar nicht so schlimm, es wird ihn auch noch der Sturm umreissen. Seid vergnügt, beide, macht Euch keine Sorge wegen meines Mitbruchs, ich hab Diamanten und Perlen und — ein Heer Verse — auf Dich gedichtet.

Ich kann Euch heute nur eine Postkarte schreiben, der Bischof telephoniert eben, ob wir gleich etwas in Sibirien spazieren gehen wollen? Wir nennen nämlich die Gegend am Lützowerplatz in Charlottenburg Sibirien. Wir haben überhaupt viel gleiche Empfindungen beim Anschaun der Welt. Auch sehen wir dieselben Tiere im Menschgesicht. Die Katzen liebt er, ich nicht. Ich werde ihn heute fragen, ob er die Katzen mehr liebe wie mich. Solche Fragen berühren ihn glücklich. Ich frage ihn vieles Verhängnisvolle auf französisch, als wäre er mein Gouverneur. Es ist so aufatmend, wenn einem auf einmal alle die verantwortlichen Gedanken und eingenisteten Gefühle von der Schulter gleiten und man eine Marionette ist, am feinen Seidenfaden geleitet. Aber manchmal bin ich sein goldener Ball, den er liebevoll in Kinderhände wirft. Oder ich schlummere vom Rausch seiner Worte, er hat etwas Rebenartiges. Ich lehne, seitdem ich ihn kenne, oft an schwarzangestrichenen Wänden der Häuser und werde süss. Wenn er nicht mit mir spielen würde; ich müsste verdorren in der Nüchternheit von Berlin. Unter Asphalt ist sogar hier die Erde begraben; einen grossen Baldachin wie des Wintergartens dumpfer Sternenhimmel wollen sie jetzt über die Hauptstadt bauen; wo soll man hin dann b l a u sehn. Der Westen unserer Stadt ist mir am verhasstesten, die Arbeitergegenden haben wenigstens etwas kriegerisches. Kürzlich standen wir auf der Brücke, die zur Siemens-Fabrik führt, in der Nacht. Wir hätten uns fast geküsst, aber ich entschwand seinen Lippen ohne es zu wollen, wir sind auch beide zu weiss, wenn wir erröteten im Küssen, wäre wie Blut, vielleicht wie Mord. Ich muss Euch das alles sagen, liebet mich dafür.

Liebe Jungens, als ich heute ins Café kam, sassen der Slawe und der Bischof wo versteckt. Der Slawe findet es scheints politischer in Deiner Abwesenheit, Herwarth, sich nicht mit mir zu befassen, er spielt den Ehrenmann. Auf die Idee, dass er sich aus mir nichts macht, bin ich noch nicht gekommen, aber ich habe ihn satt, er ist auch gar nicht so schön, wie ich ihn zuerst sah, er hat ein enges Mienenspiel. Und er freut sich immer, wenn jemand Verlust der Phantasie erleidet, da er keine besitzt. Ich habe Hassan verloren, alle marokkanischen Träume und den tätowierten Halbmond an seinem vibrierenden Nasenflügel. Der Bischof sah mich von Ferne weinen, er küsste schon dreiundzwanzig Mal mitleidig seiner kleinen, heiligen Katze den Kopf.

Heute stellte ich dem Bischof eine Sängerin vor, weil sie der Talismanphotographie ähnlich sieht, die er in seinem Portefeuille trägt. Nun soll er in Wirklichkeit seinen Typus Angesicht vor Angesicht sehn. Ich glaube zwar, er ärgert mich nur mit ihm, aber ich will mich lustig rächen. Felicitas summt immer meine Melodien auf berliner Jargon, die ich aus dem Morgenland weiss, sie ist mein verwässerter Nil abwechselnd mit einer Schüssel Tigriswasser, darin sie ihre Strümpfe wäscht. Aber sie trägt seidene Strümpfe; mit Wohlgefallen bemerkte das der Erzbischof, auch stellte er Vergleiche an zwischen mir und ihr. Das nehme ich ihm übel, ich glaube, ich mag ihn nicht mehr leiden. Meine ganze Psyche ist eine Weile eingekracht. Eine feine ganz goldene Stadt ist meine Seele, lauter Wandelgänge von Palast zu Palast. Und ihre Landschaften übersteigen die Schönheiten aller Länder. Ich soll wieder erkrankt sein, aber wo? Es ist kein Mosaik mehr da, und mich behandelt man auf Backsteine. Ich gab dem Bischof lächelnd die Hand zum Abschied, leben Sie wohl, Herr Erzbischof, Sie behaupteten, die Kultur der Egypter über alles zu lieben und vergassen, dass man eine pharaonische Prinzessin nicht (wenn auch in Gedanken) neben einem deutschen Pozellangänschen stellen darf. So sagte ich ihm.

Herwarth, heute gabs wieder Aufschnitt bei mir, dabei esse ich so gern Ente mit Mirabellen. Ich hatte geradezu Sehnsucht nach Kempinski, trotz der gierigen Philister an den Nebentischen. Warum sind wir beide dort so unverheiratet? Bin weder in dem Lokal Deine Verehrerin, noch Deine Kameradin, noch Deine Angetraute. Du hist dort mein Liebhaber, erster Liebhaber, und ich fühlte wohl in den beiden Malen, wo wir dort sassen, dass auch in Dir verborgen wie in allen Männern das Talent zum Bonvivant steckt; aber ich auch nicht alleine die Dichterin und die Tino von Bagdad bin, nicht nur der Prinz von Theben, zu guterletzt nicht nur als Jussuf der Egypter existiert habe, sondern ich auch ein ganz kleines Mädchen sein kann, das zum ersten Mal von einem Herrn zu Kempinski zum Abendbrot mitgenommen wird und Geschmack an Kaviar und Ente mit Mirabellen findet, sich aber noch schüttelt entsetzt vor der Schnecke in der geöffneten Muschel. Weisst Du noch unsere Angst, dass Jemand uns von Bekannten sehen würde, — unser Verhältnis. Ich trank aus Deinem Glas, Rotwein, und Du machtest mir Komplimente meiner schmalen Fussgelenke wegen. Und versprachst mir seidene Strümpfe zu kaufen und eine weisse Feder für meinen grossen Strohhut. Du hast so emsig süss zu mir gesprochen, namentlich wie ich mich genierte, noch etwas von der Auswahl der Konfitüren zu wählen. Und ich vergass wirklich, dass ich Deine Frau war und machte mich über Deinen Drachen lustig, über ihre finstere Stirn. Aber ich werde nie Dein stutziges Gesicht vergessen; da wusste ich, dass Du schon öfters mit kleinen Mädchen bei Kempinski soupiert hattest, die Deine Frau Ihrer fanatischen Galiläerstirn wegen verspotteten. Das hatte Dich immer wieder von den Leckermäulern abgebracht, denn Du wurdest barsch und unmutig zu mir, weil ich Deine „Frau“ beleidigt hatte. Und wie ich erfahren habe, bist Du erst neulich in einer kleiner Gesellschaft dort gewesen, dein Freund, der Doktor brachte seine lachende Kleine mit. Warum hast Du nicht Kurtchen veranlasst, den Doktor auch zu der Reise nach Norwegen einzuladen? Er sieht abgearbeitet und verärgert aus. Es giebt keinen Menschen, der aufmerksamere Liebe nötiger hat, als der Doktor, als „unser“ Doktor, sind er und ich auch schuss für ewig. Ich habe jahrelang Jünglingen, die ihm ähnlich sahen, Blumen gesandt.

Liebe Nordpolforscher, Direktor Wauer hat heute Morgen ein Telegramm aus Elberfeld bekommen. Die Stadt Elberfeld hat ihn verständigt, dass der Wupperthalergesangverein ihm ein Ständchen bringen wird, weil er ming Stöckskken aufführen tät. Was mich meine Einwohner doch gut leiden mögen! Und eine Deputation Färwer, Knoppmaker on Suttaschdreher on zweihundert Weberslüte werden unserm Direktor ein Album mit bergischen Photographien überreichen. Ich schwärme wahnsinnig für Direktor Wauer.

Liebe Beide. Wieso weiss Richard Weiss von der Aufführung meines Schauspiels? Er schickte mir heute Rosen. Ich möchte ihn einmal sehen. In seiner Schrift dehnt er sich und geht wieder ein; in seiner Schrift stehen alle seine Gedichte gemalt, manche sind gebeugte Bäume, aber auch herrliche Kuppelbauten erheben sich an Ufern. Ja, seine Schrift hat Ufer und Flüsse, heilige Wellen, die nach Gebeten duften. Seine Schrift duftet. Es hat mir Jemand verraten, dass er schlank ist, dass er braune Haare habe und schmerzlich der Blick seiner Augen sei, und dass er den Scheitel an der Seite, wie ich, trüge. Ich denke an ihn immer sehr bewegt: ich wollte, ich wäre ein Spassmacher und er eine Schlange, ich würde ihm das Tanzen beibringen.

Lieber Herwarth und lieber Kurt, ach, ich hab diese Nacht so sonderbar geträumt! Ich lag auf einer Bahre mitten auf einem Platz. Ich lag gehüllt in einem weiten, stillen Tuch, wie in einem Meer — und war tot. Manchmal tratst Du zu mir, Herwarth, und hobst das Meer von meinem Angesicht und wiesest auf meine Stirn. Und es verhöhnten sie so viele Menschen, wie ich Tage gelebt hatte. Ich begann mich schon wegen Deiner Arglosigkeit zu ärgern, denn ich habe immer den neugierigen, dreisten Tag gehasst. Aber als die Nacht kam, bat ich Dich, drei Prinzessinnen meiner Liebe zu beschenken. Du versprachst mir feierlich, der Venus von Siam das Armband zu senden, das ich beim Aufschreiben meiner Gedichte trug. Du wiederholtest mir mit reiner Stimme, meinen Ring mit dem eingefassten Abendrot, Ruth der Frau des gentlen Rechtsanwalt, der immer von Mai singt, zu reichen. Du schworst mir treu dass Du Nora von Indien, dem weissen Panther

nem treuen Absalon, meinem frommen Spielhrten, mein Rubinherz selbst um den Nacken n würdest. Ich weinte, ich weinte so wild, hörte das Meer um mich aufstehn. Und fürchtete Dein Finger würde erfasst werden, über den Platz wuchs, auf dem ich gebettet der klare Wegweiser, der auf meine Stirn s. Es wurde immer auf etwas gewartet — xis Kokoschka schlenderte hinter dem Dalaiaa; und Loos der Gorillaarchitekt, trug auf en Händen, mein Gewölbe, wie es sich für h geziemt, aus weissem Libanonholz, schlicht, r zu reich für den eitlen Geschmack der Leu- Und es brach ein Kampf um das Haus mei- Leibes aus; Stuckvolants und Einsätze setz- sie an meines Tempels Fassade. Aber ich nte nicht mehr streiten, ich hatte mich schon r Täglichkeit abgewandt und spielte mit der den Zeit. Des Dalai-Lamas Augen, blaue, de Myrrhen balsamierten mich ein, Zeuxis e mich endlich im Tode. Und Du, Herrth, küsstest meine Stirn, eine Orgelsymphonie g zu mir empor; ich bin nie mit anderen nschen zu messen gewesen; ich konnte nur ner so sein, wie man zu mir heraufblickte, n meine Stirne war der Nachthimmel. Du sstest es.

ffner Brief an den Ierausgeber

ır verehrter Herr Walden!

Sie wissen, dass ich den „Sturm" respek- e als eines der wenigen Blätter in Deutsch- l, die von den Zeitungen unabhängig sind, und das einzige, das sich auch um die schlech- Instinkte der Leser nicht kümmert. Weil Sie se meine Gesinnung kennen, werden Sie mir viss gestatten, einmal Opposition zu machen. bin nämlich uneinverstanden mit der Be- dlung, die eine der bösesten Institutionen rddeutschlands, das Feuilleton des Berliner geblatts, in Ihrer Zeitschrift erfährt. Ihr gutes z, verehrter Herr Walden, Ihre Loyalität, Ur- ität, Humanität haben bisher es für ausrei- nd erachtet, die Missetäter mit Scherzen zu eln und sie zu streicheln mit charmanten Ver- nepiepelungen. Aber eine Landplage wie die- erfordert Flammen und Axt. Ich wenigstens n nicht mehr lachen, wenn ein Unternehmen, sich „entschieden liberal" nennt und ohne terlass die Kulturfortschrittsphrase flattern lässt, ematisch Bewegungen, Erscheinungen, Men- en, die wirklich Neues, Zukunfthaftes, Kul- rohes bringen, totschweigt oder lächerlich cht. Flachköpfe wie Haeckel, wie Ostwald, Kohler, werden in dieser Zeitung buckelnd rt; gegen Sigmund Freud, der auch nach sicht seiner Gegner unser scharfsinnigster und nster Psycholog ist, wird ein weitschweifig kernder, witzlos wiehernder Müller aus Zü- losgelassen. Die Werke der Neusezessionisten l jener enormen Franzosen, die uns der Kur- stendamm diesmal zeigte, werden als „Per- lichkeitsfexerei" abgetan, dagegen deitsche sslinge wie Thoma, christlichsoziale Kitschiers e Uhde, ahnungslose Sabbergreise wie Pietsch r den (wie Stahl schreiben würde) grünen e gelobt. An dem „Illustrator" Pietsch, wel- r als Rezensent bekanntlich schon vor einem rhundert den äussersten Pol der Borniertheit erreicht hatte, wird (am 2. Oktober) bei Gott „die grosse Treue", „die geschmeidige Hand", „das feine Gemütsverhältnis" gerühmt; und das Land und die Leute hat er mit einer so „ehrlichen und zurückhaltenden Wärme" abgeschildert, dass Fritze sich nicht enthalten kann, in den Jubelruf auszubrechen: „S o s a h e s, s o s a h e n s i e w i r k l i c h a u s !" In einem Blatt, das fortgesetzt über Rückständigkeit schimpft und an der Spitze der Zivilisation zu marschieren vorgibt, A e h n l i c h k e i t als V o r z u g v o n B i l d e r n vermerkt: Herr Walden, das ist Schweinerei; glattweg! . . Und sehen Sie sich an, wie man mit den Schauspielern umgeht. Herrn Christians billigt Fritz Engel zu, dass er ein „oft imposanter" Othello sei; dem Fräulein Wachner: „eine Desdemona von edlem Format"; aber über Rudolf Blümer, diesen Echten und Geistigen, den man nur ungern in der Gesellschaft jener königlichen Kinstler sieht, weiss er nichts zu berichten als „Armer Jago!". Doch in derselben Nummer versichert dann ein Anonymus emphatisch, „dass es die verfluchte Pflicht und Schuldigkeit der Kritik ist, zum Schutz der guten Kunst die schlechte schlecht zu behandeln". Herr Walden, da muss man zu scherzen aufhören: diese Heuchelei s t i n k t. . . Und in der Literatur? Kein Presber, kein Bartsch, kein Landsberger bleibt hier ohne Lorbeer: dem Heinrich Mann wirft man „Impotenz" vor. Der widerwärtige Spiessbürger Eduard Engel darf sich kraft seines durch Stenographie und Stumpfsinn erworbenen Professortitels, alle Nase lang auslaichen: ein Vertreter der Jugend kam nie zum Wort. Das jämmerlichste lyrische Geklingel füllt allwöchentlich die Lücken des Zeitgeistes: und Ernst Blass pöbelt der Ulk an. Wenn zugunsten des schwerkranken Peter Altenberg Gertrude Barrison aus dessen Dichtungen liest, schweigt dieses Blatt auf eine entschieden liberale Weise: aber dass Frau Edison in Hamburg über den vielen Schmutz klagte, wird voll Behagen mitgeteilt. Die Auburtins und die Schlenther, die Poritzkys und Kappsteine, die Wendriner und Lorenze regieren; und wenn es hoch kommt, kräht mal der karge Lissauer. Alles in der Literatur, was unfähig, blicklos, missgünstig ist, versammelt sich hier zu schleimigen Bacchanalen. Man tanzt um die Bildsäule des bürgerlichen Kretinismus und nimmt schmatzend Rache an den überlegenen Geistern. Der Chef, Herr Theodor Wolff, ein besserer Mensch, scheint sich um den „Kultur"-Teil seiner Zeitung nicht zu kümmern; folglich muss die Hilfe von aussen kommen. Dieses unsaubre Nest, dessen Düfte in die Nasen Hunderttausender steigen, muss erbarmungslos ausgeräuchert werden. — Eine F a c k e l, Herr Walden, muss angezündet werden. Ich halte den Gestank nicht mehr aus. Sie auch nicht; kein anständiger Mensch in dieser Gegend. — Flammen, Herr Walden, und eine Axt!

Kurt Hiller

Passion

Von Albert Ehrenstein

Ich habe es bis jetzt nicht geglaubt, nicht geahnt, es für eine betrügerische Fiktion der Herren Poeten gehalten — jetzt aber weiss ich es gründlich. Es ist doch kein sonderliches Vergnügen, ich wenigstens möchte es nicht unter die Freuden des Paradieses rechnen: jenes peinvolle Stehen hinter dem bekannten Pfeiler, dieses Harren und Warten auf ein Wunder, das noch im letzten Augenblick mein Leben wende, mich rette.

Es ist geschehen, nichts ist dazwischen getreten, ich habe es gesehen, mit eigenen Augen gesehen, wie das Mädchen, das ich liebte, liebe! einem fremden Manne zu Eigen gegeben ward.

Ich habe es über mich gebracht und bin hingegangen. Nicht etwa, um mich an meinem Unglück zu weiden, unter den Sturzbächen des Leids zu erschauern, keineswegs! Ich war eitel genug, anzunehmen, zu träumen, zu wähnen, zu hoffen, irgend etwas würde sich ereignen, es würde all dem Fürchterlichen ein für mich seliges Ende bereitet werden. Nein! Nichts kam, nichts geschah. Nach einer von rhetorischen Schönheiten gewiss strotzenden Rede ging die Dame meines Herzens in den Besitz eines Spennadelfabrikanten über . . .

Und ich war unter den Gratulierenden. Aber den schäumenden Rossen, die sie davontrugen, dürfte sie mehr Gefühl entgegengebracht haben, als mir, dem sie die Hand drückte.

Wann und wie ich nach Hause fand, das weiss ich nicht. Vielleicht war der junge Mann, der, als die Strassenbahn plötzlich stehen blieb, gedankenlos ausstieg und, seine Glacéhandschuhe nicht achtend, Seite an Seite mit einem Kondukteur und einem Schusterbuben durch kräftiges Anstemmen den Wagen in Bewegung zu setzen versuchte, vielleicht war das ich. Weiss Gott, über welche Hemmung ich mir damit hinweghelfen wollte . . . Vielleicht — ach was! vielleicht? Wahrhaftig: ich möchte nicht „ich" bleiben

Es scheinen einige Tage vorübergegangen zu sein. Wenigstens entsinne ich mich, wiederholt mich aus dem Bette erhoben zu haben, Kleider wurden von mir angelegt, die Hausmeisterin hat mir auf der Stiege des öfteren „Guten Morgen" gesagt, etwas später werden die Kaffeehauskellner denselben Wunsch geäussert haben . . . Auch sonst dürfte meine Zeit programmgemäss verlaufen sein — ich meine damit nicht mein Programm, sondern die ehernen Aufstellungen unbegreiflicher Mächte, die da über meinem Haupte die Sonne steigen und fallen lassen, wie die Kinder einen Drachen . . . Ich selbst habe kein Programm, keine Zukunft und will keine, im Gegenteil: ich möchte mich zur Wehr setzen gegen dieses grauenvolle Weiterhasten, wenn ich nur wüsste wo? ich legte Protest ein gegen das empörende Vorwärtsschreiten der Zeit und beantragte meine Rückversetzung in die Tage der Kindheit . . .

Und doch, selbst wenn dies höhernorts veranlasst würde, ich weiss, es wäre nicht anders gekommen.

Wie oft habe ich sie gesehen? Das erstemal, als ich in dem Haus, wo sie wohnte, bei Freunden Domino spielte und sie errötend und mit einem kleinen Knicks zu uns ins Zimmer trat und fragte, ob wir nicht wüssten, wo ihr kleiner Bruder sei. Ich war damals im Untergymnasium, sie in der Bürgerschule — wir standen im gleichen Alter, das war das Tragische.

Seit jenem ersten Male konnte ich sie nie sehen, ohne zu erröten. Darüber wieder ärgerte ich mich stets in diesen tiefen Knabentrotz, ich grüsste sie nicht, obwohl sich unsere Eltern kannten, ja ich konnte ihr nicht begegnen, ohne den Versuch zu machen, ihr irgend etwas anzutun. Holte ich die Freunde zur Schule ab — mein Herz klopfte vor freudiger Furcht, das Mädchen zu sehen, traf ich sie

aber einmal auf der engen Stiege, dann wich ich ihr nicht aus und warf ihr so böse Blicke zu, dass ich mich noch heute wundere, wieso das leicht geschreckte Kind darüber nie in Ohnmacht fiel . . .

So blieb es. Spielte sie in ihrem Hof mit anderen Mädchen und kam ich vorbei, stets waren Steinchen oder Schneeballen zur Hand, die ihr auf nicht eben zarte Weise meine Liebe, meinen Hass, wie ich damals meinte, sinnfällig ausdrückten. Später ward es nicht besser. Ich ward älter und progressiv gescheiter — ihr gegenüber schwand mir die Besinnung. Kam sie mir auf der Strasse entgegen: in ihrem Gang war mehr Musik, als die Mappe, die sie in der Hand trug und auf der dieses Wort geschrieben stand, beim besten Willen sämtlicher Komponisten der Welt enthalten könnte. Sah ich sie von weitem, so war ich stets von den trefflichsten Vorsätzen erfüllt, es war ausgemacht, ich würde mit einer artigen Gebärde den Hut lüften, das nächste Mal dieser Bewegung eine kleine Verbeugung hinzufügen, sozusagen als Revanche für ihren Knicks vor Jahren . . . damals, als ich sie zum erstenmal sah und dessen sie sich hoffentlich erinnerte . . . wie gesagt, ich würde öfters höflich grüssen, worauf einer allmählichen Anbahnung beglückend näheren Verkehres nichts im Wege stünde. Dies war der Schlachtplan. Kam sie aber näher, sah ich, was nicht zu schildern ist, die klaren, blauen Augen — nein, ich will nicht daran denken, will mir nicht ihre Frohgestalt zurückrufen, das Haar . . . die unbeschreiblich feinen Hände nicht vor mir sehen, ich weiss es zu wohl, ich würde mich dann schuldlos fühlen, denn es konnte gar nicht anders sein: man musste wehrlos werden, wenn man sie sah und wenn nur meinen grussbereiten Arm Lähmung befiel und nie die anderen ähnlich verzaubert wurden, so kam dies daher, dass die andern vermutlich sie nicht liebten, sondern — und das konnte ich nicht fassen — das Mädchen in ihnen Sensationen natürlicherer Art hervorrief.

Ein einziges Mal setzte ich es durch, sie zu grüssen. Sie dankte mir. „Guten Tag," sagte sie. Man findet diese Antwort banal und nicht des Merkens würdig? Es war das erste und letzte Wort, das sie an mich richtete, das einzige, das mir allein gehörte. Ich habe es mir aufgehoben . . . Denn einige Zeit nachher, wie klug und berechnend ich auch meine Schritte an ihrem Hause vorüberlenkte, ich konnte sie nie treffen, und bald darauf hiess es, sie sei etwas kränklich und da habe man sie nach Aegypten geschickt, wo ihr Onkel Arzt war . . . wie bei mir sofort feststand: Leibarzt eines Paschas von neun Rossschweifen — unter sieben hätte ich es bei einem Onkel meiner Angebeteten entschieden nicht getan . . . Tatsache ist, dass ich, der damals an der Matura würgte, der einzige in der Klasse war, der eine Ahnung besass, wo Tell el Amarna liegt. Mein Interesse für Dinge ägyptischer Herkunft war in jenen Monaten sehr gross, ausgeschlossen von dieser Anteilnahme waren lediglich memphitische Zigaretten und die ägyptische Augenkrankheit. Ich hätte es nicht über mich gebracht, meine Sehnsucht nach Marianne durch Surrogate zu stillen, zu entweihen, die aus dem Lande ihres Weilens stammten.

Diese Liebhaberei ist erst später gekommen . . . sozusagen als Abfindung . . . Der ebenso vorübergehende als verhängnisvolle Aufenthalt Mariannens hat mich — und nicht nur was Zigaretten anlangt — zum Aegyptologen gemacht. Lächerlicherweise! . . . Denn gerade in diesem Erdstriche spielten sich die Vorgänge ab, die mich seelisch arm und einsam machten, mich von jeder menschlichen Beziehung loslösten.

Ich bezweifle sehr, dass Herr Engelbert Kokoschnigg, seines Zeichens Caféhausgast, viel von jener sonderbaren Lähmung des Armes zu spüren hatte, der ich zum Opfer gefallen bin. Von Schneeballen ganz abgesehen, welche Marterwerkzeuge in Heluan übrigens kaum zu haben gewesen sein dürften: seine Art Liebe dürfte nie so intensiv gewesen sein, dass er sie mit Hass verwechseln oder gar durch sinnfällige Anwendung von Steinchen hätte zum Ausdruck bringen können. Sondern vielmehr: durch ehrerbietigste Entblössung einer schallenden Glatze wie auch durch biedermännische Bemerkungen über die wechselreiche Beschaffenheit der Witterung gewann er ihr Herz in einem Grade, der die gemeinsame und durch verschiedene Zeremonien einigermassen hinausgezogene Anwesenheit in einem Gottelhause als im beiderseitigen Interesse gelegen erscheinen liess. Ich sah sie nur einmal noch vorher. Als ich eines Tages beim Fenster stand und sie unten vorüberging, da erschauerte sie plötzlich, nicht so sehr unte übergrossen Glut meines Blickes, wie ich fänglich wähnte — ein Haftel ihres Kleides aufgegangen und ihr Bräutigam legte seine auf ihre Schulter und richtete den Schaden mals, in dem Augenblick dieser rohen B rung, zu der ich wenigstens nie den Mu sessen hätte, war ich nahe daran, mich zu fernen.

Was mich vor dem Selbstmord bew weiss ich nicht. Vielleicht jene kindliche nung auf ein Wunder. Ich bin mit wen zufrieden. Nicht um Schmerzen zu erdu ging ich zur Trauung. Als ich ihr gratu stand ich ihr nahe. Als ich ihr gratulierte, ich das einzige Mal ihre Hand in meiner ein Wüstling bin ich. Wenn das Mädchen ich liebe, sich in Aegypten verlobt, werde Aegyptologe.

Beachtenswerte Bücher

Ausführliche Besprechung vorbehalten
Rücksendung findet in keinem Falle statt.

Dr. MAX ZERBST
Die vierte Dimension / Skizze einer Th
München / Verlag Max Steinebach

Dr. MAX ALSBERG
Der Fall Bayros und Dr. Semeram
Berlin / Verlag Alfred Pulvermacher und

FRIEDRICH HÖLDERLIN
Ausgewählte Briefe
Jena / Verlag Eugen Diederichs

WALTER HEYMANN
Nehrungsbilder / Gedichte
Deutschherrenverlag / Königsberg i. P.

JOHN KEATS
Gedichte / Englische Dichter Band I
In Übertragung von Alexander von Ber
Karlsruhe / Dreililienverlag

EDUARD PLIETZSCH
Vermeer van Delft / Mit fünfunddreissig T
Leipzig / Verlag Karl W. Hiersemann

Verantwortlich für die Schriftleitung
HERWARTH WALDEN / BERLIN-HALENSEE

Druck von Hermann Blanke's Buchdruckerei, Berlin C. 54, Kleine Rosenthalerstrasse 9